

Die Evolution frisst ihre Kinder

Markiert die Architektur-Biennale in Venedig, die am Sonntag beginnt, wirklich eine ästhetische und technische Revolution im Reich des Bauens?

Von Gerhard Matzig

Der Pavillon von Estland liegt am Ende des Arsenale-Parcours. Eigentlich ist es gar kein richtiger Länder-Pavillon, sondern nur eine Art Gästezimmer auf dieser weltweit größten Ausstellung architektonischer Höchstleistungen. 13 Länder wie Georgien, Costa Rica oder eben Estland ducken sich jenseits der 28 arrivierten Länderschauen in den Giardini. Fast wie Schwellenländer aus dem Reich der Formen. Doch schützt sie das nicht vor der entschlossenen Entdeckerlaune der Besucher: „Darling“, here are all the loos of Estonia.“ Hier sind also die jetzt schon legendären Estland-Biennale-Klos. „It's so brilliant.“

Wie üblich präsentiert sich auch diese neunte Ausgabe der Schau architektonischer Grenzgänge und Terrainerkundungen vor allem an zwei benachbarten Orten Venedigs: in den Giardini, wo die Nationen miteinander um Anerkennung konkurrieren, und im Arsenale, wo das Hauptthema verhandelt wird. Der Architektexperte Kurt W. Forster, „diesjähriger, sehr geachteter Biennale-Chef, hat ihr den zeichenhaften Titel „Metamorph“ gegeben. Gemeint ist damit nichts geringeres als die Dokumentation und Diskussion einer ästhetischen Zeitenwende – weg vom rechten Schuhkarton-Winkel der überlebten Moderne, hin u den organischen, ja phantastisch sich wölbenden, bauschenden und sich scheinbar bis ins Unendliche auswachsenden Formen der so genannten Zukunft. Es geht um Wandel, Transformation und letztlich um Evolution. Im Reich der Natur erneuert sich das Leben ständig, die Biennale fragt analog dazu nach der Vitalität und sogar nach den Überlebenschancen der Baukultur. Diese Biennale ist also durchaus von Bedeutung. Estland aber zeigt sich von solch hehren Formeln, die jene der vergangenen, „realistischen“ Biennale utopistisch überstrahlen, unbeeindruckt. Unter dem Titel „Time out architecture“ versammelt das Ländchen großformatige Foto-Dokumentationen und einen hölzernen Nachbau einiger (historischer) estländischer Klo-Häuschen in Venedig. Die Revolution hin zum Futurismus biomorphologischer Wunderbauten und neuer Daseinsversprechungen, in Estland scheint sie nicht stattzufinden. Das ficht die Bewunderer nicht an, besagter Darling wird belehrt: „Die Metamorphose, der Wandel, die Natur, die Transformation, erst das Essen – dann der Rest, der Kreislauf der Dinge: Estland bringt es auf den Punkt. Brillitant.“ Nein, das ist es nicht. Estland hat nur einen nicht besonders schicklichen, keineswegs hilfreichen Versuch abgeliefert, sich dem Thema auf ironische Weise zu entziehen. Das Missverständnis über das revolutionäre Neusein einer (seit Gaudí, Taut, Le Corbusier und vielen anderen Ingenieuren und/oder Architekten bekannten) organischen oder sich dem Organischen anverwandlenden Architektur ist auf dieser Biennale mit Händen zu greifen. In den venezianischen Schauen zuvor deutete sich die Bio-Kunst am Blähbauchbau in den üblichen avantgardistischen Enklaven bereits an – aber erst jetzt scheint sie endgültig zum architektonischen Allgemeingut geworden zu sein. Das DNS-Zeitalter fordert seine emblematischen Tribut. Aber natürlich hat sich die Baukunst immer den je eigenen Zeiten, ihren Technik- und Raumerfindungen, gestellt. Und natürlich übt sich die Baukunst schon von jeher in dem Versuch, die meisterhaften Konstrukteurin „Natur“ so gut es eben geht zu imitieren. Nur: Auch im Jahr 2004 schaffen wir es nicht, beispielsweise das Verhältnis der Höhe eines Grashalmes zu seiner Grundfläche bei gleicher Elastizität und Biegefestigkeit auch nur annähernd in Architektur zu übersetzen. Gegen dessen Baukunst sind auch unsere gewagtesten Hochhäuser jämmerliche Stopsel. Hätte sich die Biennale mit der neuesten Forschung etwa auf dem Gebiet der Füge-technik und Materialkunde auseinander gesetzt: Sie hätte Zeichen setzen können – und die Aufmerksamkeit eines größeren Publikums beanspruchen dürfen. Greg Lynn und Co. geht es aber vornehmlich darum, den ästhetischen Resonanzraum einer diffus gefühlten Utopie zu besetzen. Es geht schlicht um

Neuerungssucht. Der alte Satz von Adolf Loos, einem echten Revolutionär der Baugeschichte, gilt aber immer noch: Jede Veränderung, die keine Verbesserung ist, ist eine Verschlechterung. Der Satz entspricht vielleicht nicht der Natur-, wohl aber der Kulturgeschichte. Es ist fast rührend, wie sich die Architekten in Venedig bemühen, dem Thema der „Metamorphose“, das Forster keineswegs so naiv gewählt hat, beizukommen. Da werden Muschelgehäuse auf Pläne drapiert, da werden Fotos von ausgewaschenen Steinen gezeigt, da werden Spinnweben illuminiert – als hätte man von Frei Otto und seinen Formexperimenten noch nie etwas gehört. Die Krise ist da, wenn sich die Altmeister – Forster, Rogers, Behnisch und andere – darum bemühen, ihre Studenten am Computer an lediglich suggestiv gemeinter Naturemphase zu übertrumpfen. Die Krise ist das – denn die Utopie ist ausgerufen und ereignet sich doch nur als ästhetischer Reflex. Dazu ist das Thema des Naturgemäßen wir auch die Frage nach dem angemessenen Leben in und durch und mit Räumen viel zu ernst.

Auch deshalb ist es – nach all den in tölpelhaft gezeichneten Grundrissen, in der Sonne zerfließenden Weingummi-Exzessen, nach all den klumpigen Beulen, die nur zusammenhalten, wenn wir die Weltproduktion dauerelastischen Fugenkitts vertausendfachen -, auch deshalb ist es eine Wohltat, sich im deutschen Pavillon aufzuhalten, der noch niemals zuvor in der Geschichte der Architektur-Biennale so souverän ausgesehen hat. Der Kuratorin Francesca Ferguson ist es gelungen, das Thema des Wandels auf intelligente Weise zu kommentieren: Sie stellt einerseits die Peripherie, „Suburbia“ und die Folgen, in den Mittelpunkt der Diskussion – andererseits erfahren wir von einigen zumeist jüngeren, höchst interessanten Architekten in Deutschland, wie man Probleme löst, indem deren Bedingungen umcodiert werden.

Ob die Bio-Design-Zukunft zerfließender Formen von Dauer ist, muss sich erst noch zeigen. Die Gegenwart zerfallender Stadtrauminhalte an der Peripherie wird uns dagegen gewiss beschäftigen. Politisch, soziologisch, ökonomisch, ökologisch – und nicht zuletzt ästhetisch. Egal, ob in Halle oder in Sao Paulo. Denn hier geht es tatsächlich um Transformationsprozesse, von denen die gesamte Gesellschaft (die eine der Städte ist und sein wird) betroffen ist.

Die Hölle wuchert poetisch

Wer den deutschen Pavillon betritt, betritt die Hölle vorstadträumlicher Tristesse: schäbig aufgeklebte Sprossenfenster, leuchtend blaue Dächer, die aussehen, als stammten sie aus dem Legokasten für Erwachsene, tote Schlote, absurde Balkonbrüstungserfindungen und breiige Asfaltwüsten. Das einzige Ornament ist eine Tafel, auf der zu lesen ist: „Heute Schnitzel mit Fritten“. Wir befinden uns in Suburbia, das – weltweit betrachtet – noch Glück hat, wenn es so aussieht. Zu Suburbia können Städte schrumpfen. Oder wuchern. Ein Panorama solcher Depression bietet sich dem Zuschauer als wahre „Deutschlandschaft“ – allerdings nur auf den ersten Blick. Auf dem zweiten ist etwas von Poesie zu spüren: Das sind die dem durchgehenden Panoramaband einmontierten Interaktionen einiger, zumeist jüngerer Architekten. Sie bauen Ateliers und Wohnbauten, Schulen, Kulturhallen, Kirchen oder Hotels. Sie heißen Hild and K Architekten, Björn Severin, Regina Schineis, Florian Nagler, Bayer/Uhrig, Carsten Roth oder Allmann Sattler Wappner Architekten. Wandel schaffen sie allemal. Doch ist es einer der Stadt, der Gesellschaft und der Baukultur – und nicht lediglich einer der Behauptungen.

Die Länderpavillons im Vergleich

Außer dem deutschen Pavillon, der – man nimmt es nach den letzten Jahren mit Staunen zur Kenntnis – die intellektuelle Konkurrenz der neunten Architektur-Biennale anführt, präsentieren die Nationen ihre Baukunst oder Kommentarlust. Eine Auswahl.

Japans Pavillon steht unter Pornographieverdacht. Der Raum besteht nur aus popbuntem Comic: Hefte, Bilder, Figuren, und Computerspiele; Spielkarten, Tapeten, Handtücher – alles versehen mit jenen bekannten „Manga“- Wesen, die ihre Frauenkörper mit Schuluniformen retardieren lassen. Japan sagt: Ich will nicht erwachsen sein. Fulminante, denkwürdige Inszenierung.

Österreich zeigt unter dem Titel „Gegen den Strom“, wie sich Planungsprozesse gewandelt haben. In Form „narrativer Raumsequenzen“, wobei es um „ästhetische Orientierungspunkte und Phänomene“ geht, die „atmosphärisch dicht und im Kontext“ entwickelt wurden. Das ist voll im Strom pseudowissenschaftlicher Architektur-Schwurbelei. In Wahrheit geht es beispielsweise nur um die sattem bekannten Supermärkte von „MPREIS“.

Die Schweiz ist größenwahnsinnig. Auf hintergründige, eindringliche und poetische Art. Die Baustelle, dokumentiert in Form großer Bildformate, ist das Weltall selbst. Die Erde wird ummontiert, umgeklappt und zu einer gigantischen „Hohlwelt“ ausgedehnt. Der Architekt der neuen und viel schöneren Welt heißt nicht Gott oder Evolution. Sondern Christian Waldvogel, 33.

Costa Rica demonstriert mit einfachsten Mitteln, woran das Biennale-Thema vielerorts scheitert. Auf einer Art Fototapete der siebziger Jahre ist ein Stück Regenwald zu sehen, zu hören ist Gezirpe. Über der Tapete hängen zwei Wellbleche, die durchlöchert sind, damit Licht einfallen kann. Die Bleche sind Stellvertreter jener häufigen, biomorphinistisch delirierenden Architekturdekorationen, die dem ernsten Thema „Umgang mit der Natur“ mit den Mitteln des Baummarktes nicht gerecht werden können.

Der Pavillon Belgiens macht es sich leicht und zugleich schwer. Auf einigen Fotos und in einigen Videosequenzen sind Situationen in Kinshasa zu sehen, der früheren Hauptstadt im belgischen Kongo. Für das unfassbare Elend dort ist Belgien mitverantwortlich. Der Betrachter aber auch. Mit architektonischer Transformation sollte, denkt man, der politische und soziale Wandel zwischen und in den Welten womöglich einhergehen.

Tschechien und Rumänien hatten zur Eröffnung noch nicht geöffnet. Auch eine Haltung.

Die USA enttäuschen. Sie präsentieren Architekturbeispiele von durchschnittlich studentischem Charakter: etwa ein kistenförmiges Kommerz-Zentrum, das mit Hilfe einiger algenartiger Polster zum metamorphosen Raumwunder aufgehübscht werden soll. Irritierend, wenn auch nicht im nachdenklichen Sinn, ist dagegen die Sammlung von Autowunderbäumen, die in Amerika offenbar auch in der Geschmacksrichtung Pina Colada gereicht werden.

Der Pavillon Dänemarks ist einfach großartig. Die Dänen schlagen vor, die Effizienz der internationalen Häuserproduktion zu maximieren. Durch Produktion am Fließband, gnadenloser Normierung, billiger Ausführung und weltweiter Just-in-time-Auslieferung mit riesigen Zeppelin. Buckminster Fuller lässt grüßen.

Im polnischen Haus wird uns das arithmetische Mittel fast aller Nationenbeiträge demonstriert: etwas klassische Architektur (Architektur ist Technik und Ästhetik), eine klassische Installation (Kunst ist es auch) – und eine eigenartig aufgeblähte Riesenzitrone, die in einem öligen Gelee schwimmt. Sie stammt von Zbigniew Oksiuta, nennt sich „Spatium Gelatum“ – und wäre ein ernstzunehmender Beitrag zur Frage zukunftsweisender Beitrag zur Frage zukunftsweisender Material-Experimente. Wenn man sie doch nur verständlich erklären wollte. Dann wäre diese Biennale bedeutend – und womöglich eine Revolution.

Süddeutsche Zeitung

11.09.2004